

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1897

136 (22.3.1897) Kaiser Wilhelm dem Großen [Biografie mit Portrait und handschriftlichen Anteilen]

Kaiser Wilhelm dem Großen!

Der Lebensgang des Kaisers.

I.

1797—1840.

Unter dem Scepter des Vaters.

Noch war der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Sohn Friedrich Wilhelms II., menschlichem Ermessen nach weit von der Thronbesteigung entfernt, als ihm seine Gemahlin Luise, geborene Herzogin von Mecklenburg-Strelitz, am 22. März 1797 einen zweiten Sohn schenkte, dem der Name Wilhelm beigelegt ward. Nicht acht Monate war dieser Knabe alt, als sein Großvater 53jährig durch den Tod abberufen ward und Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg. Es war eine sturmbelegte Zeit, in welche die Jugend des Mannes fiel, den die deutsche Nation einst als den Wiederhersteller ihrer Größe verehren sollte. Preußen, durch die Erwerbungen in Polen fast zu einem halbslavischen Staate geworden, von Oesterreich aus Nebenbuhlerschaft beneidet und angefeindet, von Rußland mit Falschheit behandelt, glaubte in der Neutralität seine Sicherheit zu finden und sah mit verschränkten Armen zu, wie durch die Waffen Frankreichs das alte römische Reich deutscher Nation in wiederholten Schlägen zertrümmert ward. Als sich dann herausstellte, daß der neue Cäsar, Napoleon I., dem Staate Friedrichs des Großen nur die Wahl zwischen unbedingter Untermüßigkeit oder Untergang zu lassen gesonnen war, erhob sich Preußen endlich zu thatkräftigem Widerstand; aber in der Schlacht von Jena und Auerstädt zerbrach am 14. Oktober 1806 das Schwert, das einst halb Europa getrotzt hatte, und in eiliger Flucht mußte die königliche Familie aus Berlin sich nach Königsberg retten. Niemand ward von dem jähen Schlage herber getroffen, als die edle Königin. Sie vergoß heiße Thränen darüber, daß es keinen preussischen Staat, keine preussische Armee, keinen Nationalruhm mehr gebe; aber sie ermahnte auch ihre beiden ältesten Söhne, sie sollten sich nicht mit Thränen begnügen, und in prophetischem Geiste sagte sie zu ihnen: „Entwickelt eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder; befreit dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurf und der Erniedrigung, worin es jetzt schmachtet. Könnet ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so suchet den Tod, wie ihn euer Vetter Louis gesucht hat.“

In der Noth dieser Zeit ward Prinz Wilhelm, noch nicht ganz zehn Jahre alt, am 1. Januar 1807 ins Offiziercorps aufgenommen; zwei Tage später mußte er mit der Mutter jene fürchterliche Reise nach Memel unternehmen, wo es durch Sturm, Schneegestöber und öfters durch die Wellen des Meeres hindurch ging, nur damit man wenigstens die Freiheit vor dem nachdringenden Feinde rette. Der Friede von Tilsit, abgeschlossen am 9. Juli 1807, beendigte den Krieg, aus dem Preußen an Gebiet und Menschenzahl um die Hälfte verkleinert hervorging.

Die Zeit der Wiederherstellung sollte die Königin nicht erleben; „sie starb“, sagt ein französischer Geschichtsschreiber, Albert Vandal, „verzehrt vom Leid, untergraben vom Kummer, und ihre trostlosen Diener glaubten, das Vaterland selbst steige mit den Jügen ihrer geliebten Königin ins Grab, die moralisch gemordet worden war“. Es muß die heiligste, wehmüthvollste Erinnerung gewesen sein, die Kaiser Wilhelm in seinem langen, ereignisreichen Leben beschiedener war, daß er mit seinem Vater und seinem anderthalb Jahre älteren Bruder Friedrich Wilhelm am 19. Juli 1810 am Sterbebette der erst 34 Jahre alten Mutter kniete und ihren letzten Seufzer vernahm: „Ich sterbe; Herr Jesu, mach es leicht!“ Wenn aber etwas dieses Weh linderte, so war es die Gewißheit, die der Sohn haben durfte, daß er in den schweren, sonnenlosen Tagen der Mutter Trost gewesen war. „Wilhelm“, hatte sie von ihm gesagt, „wird, wenn nicht alles trägt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig.“ Dieselbe günstige Ansicht hatte von ihm sein Lehrer, der Haupt-

mann von Reiche, der seine schnelle Auffassung, seinen praktischen Verstand, seine große Ordnungsliebe, sein Talent zum Zeichnen, seinen ernsten und gesetzten Charakter rühmte und vorher sagte, daß er einst ein zuverlässiger Soldat und Anführer sein werde.

Als die Jahre der Erhebung Preußens kamen, da durfte auch Prinz Wilhelm mitreiten gegen den erbarmungslosen Dränger, der jetzt für seinen Hochmuth gezüchtigt ward: nicht schon 1813, nicht zur Katsbach und nach Leipzig, aber 1814, gegen Paris, und bei Brienne und

im Gebet mit ihm meine Seele zu vereinnigen. Ich weiß, daß ich ohne ihn nichts bin und nichts vermag. . . . Wie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. . . . Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. . . . Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen bei mir erhalten und beleben, auch gegen die Geringsten; denn sie sind alle meine Brüder. . . . Ich achte es viel höher geliebt zu sein, als gefürchtet zu werden. . . . Verderbte Menschen und Schmeichler will ich entschlossen von mir weisen. Die Besten, die Geradesten, die Aufrichtigsten sollen mir die Liebsten sein. . . . Jeder Versuchung zum Bösen will ich kräftigen Widerstand leisten und Gott bitten, daß er mich stärke.“

Die Zeit kam, wo Prinz Wilhelm auf diese Vorsätze die Probe machen sollte. Der stattliche Königssohn gewann die Liebe der Prinzessin Elise Radziwill, die Heinrich von Treitschke „die schönste und holdste unter den jungen Damen des Hofes“ nennt; aber der eigene Vater, der den zweiten Sohn besonders liebte, mußte ihm eröffnen, daß er bei der Kinderlosigkeit der Ehe des ersten Sohnes, des Kronprinzen, kein Bündniß schließen dürfe, dessen Ebenbürtigkeit ansechtbar war. Der Prinz unterwarf sich mit blutendem Herzen, weil das Interesse des Hauses seinen persönlichen Wünschen vorging, und die Art, wie er sich dabei benahm, erregte die Bewunderung des Generals von Wilsleben, der alles aus nächster Nähe mit erlebte und in sein Tagebuch schreibt: „Welch ein Sohn! Welch ein Vater!“ „Also“, sagt Heinrich von Treitschke, „erzog eine unerforschlich weise Waiung der Nation ihren Helden und lehrte den gehorchten und entsagen, der einst Deutschland beherrschen sollte.“

Drei Jahre nachher, am 11. Juni 1829, vermählte sich der Prinz mit der Enkelin des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar, der Prinzessin Augusta, die am 20. September 1811 geboren, also 14 Jahre jünger war als ihr Gemahl. Nach Goethes Zeugniß war sie Frau und Fürstin in hervorragendem Maße; sie war erzogen in der Werthschätzung des geistigen Lebens, der Kunst und Wissenschaft, und bildete also eine vortreffliche Ergänzung zu ihrem Gatten, dessen erste und letzte Sorgen von früh an dem Heerwesen galten; auch die Grundsätze des politischen Liberalismus waren der Enkelin des hochsinnigen Fürsten anezogen, der zuerst in deutschen Landen 1816 das Beispiel einer verfassungsmäßigen Regierung gegeben hatte. Die Ehe des Prinzen Wilhelm war mit zwei Kindern gesegnet; ein Sohn, Friedrich Wilhelm, ward am 18. Oktober 1831, eine Tochter, Luise, am 3. Dezember 1838 geboren. Der Sohn war zu großen Kriegsthaten und einer Dulderrone berufen; die Tochter zog 1856 gen Süden, um den Gatten, Großherzog Friedrich, und sein badisches Volk zu beglücken, und ihr gelten am 22. März vor allem auch die Grüße der Millionen, die zu ihr, als zu dem einzigen noch lebenden Gliede des engsten Kreises des großen Kaisers, emporblicken.

Der Prinz Wilhelm aber erhielt im Jahre 1838 den Oberbefehl über das Gardecorps und die Würde eines Generalinspektors über das VII. und VIII. Armeecorps; es war der letzte Gnadenrweis seines geliebten Vaters.

II.

1840—61.

Der Prinz von Preußen.

Nach dem Tode des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Thronbesteigung des ältesten Bruders Friedrich Wilhelms IV. (7. Juni 1840) empfing der Prinz, der bei der Kinderlosigkeit des Königs als Thronfolger gelten durfte, am 12. Juni den Titel eines Prinzen von Preußen. Die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 rieth er mit Festigkeit, nöthigenfalls mit der äußersten Strenge abzuwehren; er empörte sich bei dem Gedanken, daß ein Hohenzoller vor dem Aufruhr der Straße kapituliren sollte. Infolge davon hieß er bei den Demokraten der Kartätschen-



Beilage zu Nr. 136 der Karlsrucher Zeitung vom 22. März 1897.

prinz und mußte sich auf Befehl des Bruders dem Unwillen der Massen durch eine Reise nach England entziehen, an dessen Königin er einen die Sache verhüllenden Auftrag erhielt. Daß er aber nur dem Umsturz, nicht den gesunden Bestrebungen jener Tage abgeneigt war, zeigte sich, als das Frankfurter Parlament am 3. April 1849 Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot. Wenn es damals nach ihm gegangen wäre, so würde der König die Annahme zwar auch an die Zustimmung der deutschen Fürsten geknüpft, aber die Fühlung mit dem Parlament aufrecht erhalten und es bei seinen Verhandlungen mit den Fürsten als einen starken Rückhalt seiner Politik gebraucht haben; nach der Auffassung des Prinzen gehörte zum Gelingen beides, die freiwillige Zustimmung der Fürsten und der Ruf der Nation, und es ist nicht schwer zu sehen, daß er diesem Programm auch dann treu geblieben ist, als er selbst lange Jahre später die Entscheidung in Händen hielt. Dem offenen Aufbruch der republikanischen Partei, der 1849 Baden und die bayerische Pfalz ergriff, setzte er unentwegt das Schwert entgegen; er schlug die Empörer in einem kurzen, blutigen Feldzug nieder und lieferte damit den Beweis, daß die preussische Monarchie die einzige Gewalt in Deutschland war, an der die Fluten der Revolution sich brachen; aber er mußte es erleben, daß sein Bruder mit seinen Entwürfen einer Einigung Deutschlands 1850 vor Oesterreich und den Königreichen immerhin zurückwich. Als dann in Preußen die Reaktion oben auf kam, zog er sich, mit diesem System durchaus unzufrieden, möglichst auf seine militärische Aufgabe als Inspektor der beiden westlichen Armee-corps zurück, und dieses Amt bot ihm auch Anlaß, oft in Coblenz zu wohnen und Berlin ohne allzu großes Aufsehen zu meiden. Der König verlieh ihm aber 1854 den Rang eines Generalobersten der Infanterie und eines Feldmarschalls. In diese Jahre fällt die Verheirathung seiner Kinder: am 20. September 1856 reichte die noch nicht ganz 18jährige Prinzessin Luise dem Großherzog Friedrich von Baden ihre Hand, und am 25. Januar 1858 führte der Prinz Friedrich Wilhelm die Tochter der Königin Victoria, die Prinzessin Royal von England, heim — eine Ehe, die wegen der liberalen Ueberlieferungen Englands in den streng konservativen Kreisen nicht gerne gesehen wurde. Auch die auswärtige Diplomatie mißte sich darein, und der englische Botschafter in Paris ward veranlaßt, dem Kaiser Napoleon III. zu sagen, daß die Privatgeföhle der Königin niemals auf die Politik von Einfluß sein würden. Ein nicht lange vor jenen Tagen entworfener Carton Vendemanns zeigte die Germania in den Staub gestreckt, ihr Angesicht aus Scham verbergend, und darunter die Unterschrift: „Meine Augen fließen wie Wasserbäche über den Jammer der Tochter meines Volkes; die Krone unseres Hauptes ist abgefallen, Klagelieder Jeremia 3, 48 und 5, 16. Germania 1850.“

Aber eben jetzt, in der Zeit der tiefsten Demüthigung, war der Retter nahe.

Im Oktober 1857 mußte der Prinz von Preußen die Regentschaft für seinen Bruder übernehmen, bei dem unheilbare Erkrankung aufgetreten war. Es geschah vorerst und mehrmals nur auf drei Monate, da die Königin Elisabeth sich verzweifelt an die letzte Hoffnung auf Genesung ihres Gemahls anklammerte und da die reaktionäre Partei mit allen Kräften den völligen Umschwung aufzuhalten suchte, der nach ihrer ganz richtigen Vorempfindung nunmehr bevorstand. Aber nach Jahresfrist war das Leiden des Königs so hoffnungslos, daß die Regentschaft des „Prinzregenten“ von der zeitlichen Befristung befreit wurde, und nun berief er das „Ministerium der neuen Aera“, an dessen Spitze der liberale Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen stand. „In Deutschland“, erklärte der Prinzregent, „muß Preußen moralische Erhebungen machen, durch eine weise Gesetzgebung bei sich, durch Hebung aller sittlichen Elemente und durch Ergreifung von Einigungsmitteln, wie der Zollverband eines ist. Ein festes, folgerichtiges, und wenn es sein muß, thatkräftiges Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und diejenige Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein zu erreichen nicht im Stande ist.“

Kein Staat aber vermag etwas Großes zu erreichen, der nicht seine militärischen Hilfsquellen in vollem Maß auszunützen und bereit zu halten versteht. Daß Preußen dies seit 1815 aus Sparsamkeit unterlassen hatte, war wesentlich Schuld daran gewesen, daß es 1849—50 schließlich mit seinen Einheitsbestrebungen so völlig unterlegen war; mit 19 Millionen Einwohnern hatte es fast noch dasselbe Heer, das es 1815 mit 10 Millionen gehabt hatte. Dieser Zustand durfte nicht fort dauern, wenn Preußen nicht in Lebensfragen der Politik beständig zurückbleiben und sogar noch weniger bedeuten sollte, als es thatsächlich war. So ging der Prinzregent an das Werk der Reorganisation der Armee, deren Stärke zunächst vor allem mit der Ziffer der Bevölkerung in Einklang gebracht und die also um 117 Bataillone Fußvolk und 72 Schwadronen Reiter vermehrt werden sollte. Mit dieser zahlenmäßigen Veränderung sollte aber eine weitere Verbesserung verbunden werden. Wenn man bisher bei dem niederen Präsenzstand das Heer auf Kriegsfuß setzen wollte, so mußte man zur Ausfüllung der Regimenter auch die ältesten Jahrgänge der Dienstpflichtigen einziehen; so hatte es geschehen können, daß bei der Kriegsrüstung von 1859 in einer Kompagnie von 250 Mann nicht weniger als 242 Verheirathete waren! Sobald man nun die vielen jungen Leute, die bisher frei ausgegangen waren, zum Waffendienst heranzog, so konnte man die älteren zurückstellen; man konnte dann aus der Linie und ihrer Reserve so viel Mannschaft aufbringen, als bisher mit Hinzunahme der Landwehr aufzubringen möglich ge-

wesen war. Sämmtliche Soldaten sollten demgemäß drei Jahre in der Linie, vier in der Reserve dienen, vom 20.—27. Jahre. Diese sieben Jahrgänge ergaben über 400 000 Mann Feldtruppen, eine Ziffer, zu deren Erreichung bisher auch die fünf Jahrgänge der Landwehr (vom 28.—32. Jahre) hatten aufgegeben werden müssen.

Dieser wohlbedachte Reorganisationsplan stieß nun aber wegen der beträchtlichen Mehrkosten (gegen 30 Millionen Mark jährlich) auf heftigen Widerstand im Abgeordnetenhaus. Dieses war zwar bereit, die Erhöhung der jährlichen Aushebungsziffer von 40 000 auf 60 000 Mann zu bewilligen; aber man wollte ein Drittel der Kosten sparen, indem man nur die zweijährige, nicht die dreijährige Dienstzeit zugestehen wollte. Während die Dinge noch in der Schwebe waren, trat das lang erwartete Ereigniß ein: Friedrich Wilhelm IV. schied am 1. Januar 1861 aus dem Leben ab.

III.

1861—1870.

König Wilhelm I.

Der neue König, der in Baden-Baden am 14. Juli dem politischen Mordversuch des Leipziger Studenten Becker glücklich entging, zeigte sofort aller Welt, welche Auffassung er von seinem Berufe hatte, indem er am 18. Oktober 1861 in Königsberg, von wo das Königthum der Hohenzollern seinen Ursprung genommen hatte, feierlich vor einer großen Versammlung die Krone „von Gottes Tisch nahm“ und sie auf sein Haupt setzte. Er sprach damit aus, daß er seine Würde nicht durch den Willen und die Gnade von Menschen besäße, sondern daß sie von Gottes Gnaden sei; aber mit dem unveräußerlichen und unentzerrbaren

Recht verband sich in seiner Auffassung eine ebenso selbstverständliche Pflicht, daß er nämlich für die Art, wie er seines Amtes walte, Gott verantwortlich sei; und diese Verantwortlichkeit wog in den Augen des von schlichter, lauterer Frömmigkeit besetzten Monarchen schwerer als jede Verantwortlichkeit gegenüber von Menschen. Daß d. Grundanschauung von seiner Würde in seinen Augen die Pflicht einer ehrlich verfassungsmäßigen Haltung nicht ausschloß, ohne welche ein preussischer König seit der Errichtung einer Verfassung (1850) nicht mehr denkbar war,

zeigte das gesammte Verhalten des Königs, der jedes Recht hochhielt, und auch das preussische Einschreiten in Kurhessen, wo noch die von dem Kurfürsten mit Füßen getretene Verfassung auf den Druck aus Berlin hin wieder hergestellt wurde. Was aber die Hauptfache, die Reorganisation des Heeres, angeht, so vermochte das Ministerium der neuen Aera, dem es an durchgreifender Kraft fehlte, den Widerspruch des Abgeordnetenhauses nicht zu überwinden, und am 23. September 1862 that das Haus den entscheidenden Schritt, daß es mit großer Mehrheit die Kosten für die Reorganisation, die bisher allemal je für ein Jahr verwilligt worden waren, ablehnte, falls die Regierung nicht seinen Wünschen entgegenkomme. Sofort gab der Ministerpräsident — es war dies damals der Prinz von Hohenzollern-Ingelstingen — seine Entlassung, und König Wilhelm hatte sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, lieber abzutreten, als selbst die Zurückziehung eines Werkes zu vollziehen, von dessen unbedingter Nothwendigkeit für Preußen er durchdrungen war. Aber der Kronprinz, dem dann die Krone zugefallen wäre, weigerte sich, sie unter Umständen anzunehmen, die mit einer tiefen Demüthigung der Monarchie gegenüber dem Parlament verknüpft gewesen wären. In dieser Lage ließ der König auf den Rath seines treuen und hervorragenden Kriegsministers, Albrechts von Roon, Abends fünf Uhr den Mann nach Babelsberg berufen, den er bisher immer noch trotz aller Werthschätzung seiner Fähigkeiten als Minister abgelehnt hatte, weil er ihn für zu rückfichtslos in der innern wie in der deutschen Politik hielt — den Botschafter am kaiserlich französischen Hofe, den Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen. Mit Recht

sagt einer unserer ersten Geschichtschreiber, Ottofkar Lorenz, daß die Scene, wie an jenem Abend des 23. September 1862 sich ein großer König und ein großer Minister in weltgeschichtlicher Stunde gegenüber traten und sich fanden, des Pinsels des größten Malers würdig wäre. Auf die Erklärung des Königs, daß er zurücktreten wolle, weil er einerseits die Reorganisation des Heeres nicht selbst preisgeben könne und doch andererseits keinen Minister habe, der sie gegen das Abgeordnetenhaus durchzusetzen bereit sei, antwortete Bismarck, von Rücktritt eines preussischen Königs aus solchem Anlaß dürfe keine Rede sein, und erbot sich, in die Bresche zu stehen und den Kampf aufzunehmen, koste es, was es wolle: einen Kampf, in dem es sich seiner Ansicht nach nicht bloß um die Reorganisation, sondern um die Frage handelte, wer in Preußen regiere, König oder Kammer.

Die Augen des Königs leuchteten bei den Worten des tapferen Mannes auf; er nahm das Anerbieten freudig an, und von diesem Augenblick an war zwischen ihm und Bismarck ein Bund geschlossen, den nur der Tod, der alles Menschliche scheidet, zerreißen sollte. Als der Versuch des neuen Ministerpräsidenten, die liberale Partei gegen das Versprechen der Vertheidigung der Reorganisation in's Ministerium zu ziehen, an den Vorurtheilen gescheitert war, die gegen den „Juncker Bismarck“ seit



Das National-Deutsche Kaiserpalast
Nach dem von Seiner Majestät Kaiser Wilhelm II. Seiner Königlichen Hoheit Großherzog von Baden
Mit Allerhöchster Genehmigung

1846 bestanden — da begann ein Kampf auf Leben und Tod, in dem nicht mehr das formale Recht, das auf Seiten des Abgeordnetenhauses war, maßgebend sein konnte, sondern die Macht, die in diesem Fall das Ministerium in Händen hatte. Bismarck schreckte im Verlaufe des Kampfes nicht davor zurück, selbst die verfassungsmäßig gewährleistete Redefreiheit der Abgeordneten anzutasten, wozu ein Spruch des Obertribunals ihn für berechtigt erklärte; das Haus seinerseits verwarf Jahr um Jahr den Staatshaushalt und suchte so das Ministerium zum Rücktritt zu zwingen. Der König litt unsäglich unter diesem Konflikt; er sah viele der unzweifelhaft treuesten Männer in den Reihen der Opposition, er fühlte seine Beliebtheit beim Volke mehr und mehr dahinschwimmen, und der eigene Sohn und Thronerbe mißbilligte die Politik des Ministeriums Bismarck so, daß er in Danzig der Stadtvertretung gegenüber es offen aussprechen zu müssen glaubte, daß er an dieser Politik keinen Theil habe noch haben wolle.

Glücklicher Weise traten bald Ereignisse ein, welche die Gedanken und das Wollen der Nation von diesen inneren Kämpfen hinweg auf andere Fragen und Interessen lenkten. Die deutsche Frage trat lebhaftig in das Getriebe der Politik ein und heischte gebieterisch ihre Lösung.

Zuerst versuchte es Oesterreich, den Preußens Kraft lahm legenden inneren Streit dazu auszunützen, daß es im August 1865 auf dem Frankfurter Fürstentag eine ihm genehme Reform des deutschen Bundes vorschlug, in dem es nach wie vor eine vorwaltende Stellung beanspruchte. Es fand an dem jungen Großherzog Frie-

drich von Baden und an Herzog Ernst II. von Coburg-Gotha auf dem Fürstentag selbst entschlossene Gegner, welche jeder antipreußischen Bundesreform tapfer widerstrebten; das Entscheidende aber war, daß der König Wilhelm I. selbst — ganz anders als sein Bruder einst gehandelt hatte — jede Antheilnahme an einer Reform verweigerte, welche nicht klipp und klar auf Errichtung eines engeren Bundes der außerösterreichischen Staaten Deutschlands, wenn auch innerhalb des bestehenden deutschen Bundes, abzielte. Diese ablehnende Haltung genigte, um den ganzen Versuch des Kaisers Franz Josef zum Scheitern zu bringen.

Kurz nachher, am 13. November 1863, starb König Friedrich VII. von Dänemark, und damit wurde die schleswig-holsteinische Frage brennend, weil nach dem in den beiden Herzogthümern geltenden Rechte der neue König von Dänemark, Christian IX., keinerlei Anspruch auf die Herzogthümer erheben konnte. König Wilhelm neigte sich an sich der Auffassung zu, als ob der Erbprinz Friedrich von Augustenburg trotz des 1852 von seinem Vater „für sich und seine Familie“ ausgesprochenen Verzichtes der rechtmäßige Herzog sei; denn der Erbprinz hatte diesen Verzicht seines Vaters seinerseits nicht anerkannt. Aus dem vor kurzem erschienenen Buche von Jansen und Samwer, „Schleswig-Holsteins Befreiung“,

barg und die erstere nicht gelöst werden konnte, ohne daß zugleich die letztere in Angriff genommen wurde: an dem Kleinen hing die Entscheidung über das Große und Größte.

Bismarck war von der unbedingten Nothwendigkeit einer gründlichen Lösung überzeugt; aber es hielt sehr schwer, den bald 70-jährigen Monarchen, der 1814 mit Oesterreichs Heer in Waffenbrüderschaft getreten war und jeden Krieg mit dem bisherigen Verbündeten verabsehnte, von seiner Ansicht zurückzubringen. Der König gab aber schließlich doch seine Zustimmung, daß mit dem Königreich Italien ein Bündniß gegen Oesterreich abgeschlossen und am 9. April ein Rundschreiben an alle deutschen Regierungen versandt wurde, in welchem die Berufung eines deutschen Parlaments verlangt und die Bildung eines engeren Bundes der deutschen Staaten mit Ausschluß Oesterreichs beantragt war. Damit war der Stein ins Rollen gebracht; Oesterreich sagte sich einseitig von dem Gasteiner Vertrag los und überwies dem deutschen Bund die Entscheidung des Schicksals der Elbherzogthümer. Auf dies hin fastete der König den Beschluß, Schleswig-Holstein, das von Dänemark in völkerrechtlich völlig unanfechtbarer Weise an Oesterreich und Preußen gemeinsam abgetreten war, durch preußische Truppen festzuhalten und der Bestehergreifung Holsteins, das zum deutschen Bunde gehörte, durch den Bund unter allen Umständen vorzubeugen.

Der König hatte, ehe die Dinge sich soweit zuspitzten, viele schlaflose Nächte, weil ihn die näher und näher rückende Wahrscheinlichkeit eines Kriegs mit Oesterreich auf's tiefste beunruhigte; aber die sich steigende Empfindung, daß Oesterreich Preußen abermals, wie 1850, mit Hilfe der Mittelstaaten demüthigen und zum schmählichen Zurückweichen drängen wolle, verschlechte allmählich die Last, die auf seine Seele drückte; er war entschlossen, der Schande durch das Schwert sich zu erwehren, und er konnte Gott zum Zeugen aufrufen, daß seine Schuld es nicht sei, wenn ein innerer Krieg entbrenne. Auf die Nachricht von den militärischen Maßnahmen Preußens in Holstein beantragte Kaiser Franz Josef beim Bundestag, daß alle Armeecorps außer den preußischen auf Kriegsfuß gesetzt werden und der preußischen Selbsthilfe Einhalt gehalten sollte, und am 14. Juni ward dieser Beschluß in der That mit 16 gegen 9 Stim-

men gefaßt. Sofort berief König Wilhelm seinen Gesandten, Herrn von Savigny, vom Bundestag ab und erklärte Preußens Austritt aus dem deutschen Bund. Die Entscheidung war gefallen; eine Form war zersprengt, welche die deutsche Nation an der Entfaltung ihrer nationalen Kraft fünfzig Jahre lang gehindert hatte, und der Weg zu einer großen Zukunft war frei. Der Krieg, sagt Schiller, hat auch seine Ehre; er sollte auch diesmal das Mittel sein, mit dem die Vorherrschaft einer großen Nation über vermorschte Zustände hinwegschreiten half.

Allerdings waren die Kräfte, wenn man nur die Zahlen in Betracht zog, ziemlich ungleich. Zu Preußen hielten nur die norddeutschen Kleinstaaten und der patriotische Herzog von Coburg, sowie Italien; auf der andern Seite stand Oesterreich mit allen deutschen Mittelstaaten und einigen Kleinstaaten; der italienische Angriff stieß überdies alsbald auf das für unüberwindlich geltende sogenannte Festungsviereck und konnte zudem auf das Schicksal des deutschen Krieges nur indirekt einwirken. Das Häuflein der Politiker, welche in dieser entscheidenden Krisis zu Preußen hielten, war in den Mittelstaaten überaus klein; Großherzog Friedrich von Baden — so sehr er für seine Person in Preußen den Hort Deutschlands erblickte, so schwer es ihm wurde, seinem Schwiegervater in Waffen gegenüber zu treten — er vermochte es nicht, der in seinem Lande wie in ganz Süddeutschland übergewaltigen preußenfeindlichen Strömung zu trotzen; auch Baden schloß sich an Oesterreich an. In weiten Kreisen erwartete man mit aller Zuversicht den Sieg der gegen Preußen vereinigten Staaten; der württembergische Minister Freiherr von Varnbüler rief, wenn Preußen

unterliege, so werde es heißen: vae victis! — — — Unter diesen Umständen zeigte sich die ganze Bedeutung der Thatsache, daß König Wilhelm sofort nach Uebernahme der Regierung seine volle Kraft an die Vermehrung des preußischen Heeres gesetzt und daß er mit Bismarck und Roon zusammen diese Maßregel gegen den heftigsten Widerstand einer kurzfristigen Volksvertretung aufrecht erhalten hatten. In allem war die Lage von 1866 der von 1850 ähnlich, nur in dem für den Ausgang entscheidenden Punkt nicht: man wollte abermals Preußen zwingen, die nationale Frage versumpfen zu lassen, das Banner der deutschen Einheit zusammenzurollen; aber wenn 1850 Preußen wegen seiner ungenügenden militärischen Ausrüstung sich diese Demüthigung hatte aufliegen lassen müssen, so war es jetzt im Stande, gestützt auf ein ebenso vorzüglich geschultes und geführtes, als zahlreiches Heer an das Schwert zu appelliren. Ehe man es sich versah, waren Hannover (dessen blinder König Georg V. die von Preußen ihm angebotene Neutralität ablehnen zu müssen für seine Pflicht hielt), dann Kurhessen, Nassau und die Stadt Frankfurt, sowie ganz Mitteldeutschland von den preußischen Heeren besetzt; ebenso schnell drangen sie von Schlesien her unter dem Kronprinzen, von Sachsen aus unter Prinz Friedrich Karl und Herwarth von Bittenfeld in Böhmen ein, und sie hatten auch hier gegen die Oesterreicher solche Erfolge, daß der König, der am 30. Juni Berlin verließ, um selbst den Oberbefehl zu übernehmen, in dem Augenblick auf dem Kriegsschauplatz eintraf, da der letzte große Schlag unmittelbar bevorstand. In der Nacht vom 2. auf den 3. Juli liefen seitens des Prinzen Friedrich Karl im großen Hauptquartier zuverlässige Nachrichten ein, daß der österreichische Oberbefehlshaber, Feldzeugmeister Benedek, westwärts von der Festung Königgrätz auf der Höhebene von Chlum sich zur entscheidenden Schlacht aufgestellt habe. In seinem Rücken hatte er die in ihrem Oberlauf überaus reizende Elbe; gelang es, ihn zu schlagen, so mußte der Fluß seinen Rückzug hemmen und die Niederlage konnte zur Vernichtung seines Heeres führen. Obwohl man den Truppen, die eine Woche lang in Kämpfen und Märschen ihre Kräfte aufs äußerste angespannt hatten, ursprünglich für den 3. Juli hatte einen Ruhetag gewähren wollen, so hielt doch der geniale Heerführer Moltke, der Chef des Generalstabs, dafür, daß eine solche Gelegenheit nicht veräußert werden dürfe, und der König pflichtete ihm sofort bei: möglich, daß Benedek die Gefahr seiner Stellung begriff und sie aufgab, ehe man ihn gefaßt hatte. Aus kurzem Schlummer wurden überall die preußischen Mannschaften geweckt, um von Morgens 2 Uhr an in strömendem Regen, auf grundlosen Wegen dem Schlachtfeld entgegenzurücken. Der König selbst gönnte sich trotz seiner 69 Jahre nur drei Stunden Schlaf; um 5 Uhr fuhr er im offenen Wagen aus Gitschin ab und nach zweieinhalbstündiger Fahrt traf er im Angesichte des Feindes ein, von seinen Truppen, die nichts zur Stärkung hatten als eine Schale warmen Kaffees, überall mit jubelndem Hurrah begrüßt — welch' ein heldentodfreudiges, nur vom Gedanken an das Vaterland erfülltes ave, Caesar, morituri te salutant!

Die Hoffnung auf Sieg war völlig darauf gestellt, daß, während Prinz Friedrich Karl und General Herwarth von Bittenfeld den Feind von vorn faßten, der Kronprinz rechtzeitig von Norden herankam, um ihn in seine rechte Flanke zu fallen. So gefährlich das Wagniß war, mit 124 000 Mann 222 000 Oesterreicher und Sachsen anzugreifen, in der Erwartung, daß 97 000 Waffenbrüder zur gelegenen Stunde da sein würden — es ward unternommen, und entgegen viel verbreiteten Meinungen haben der König und seine Umgebung keinen Augenblick daran gezweifelt, daß alles nach Wunsch und Abrede sich entwickeln werde und man den Sieg sicher in Händen halte. Die Hoffnung trug nicht. Der Kronprinz kam um 2 Uhr, die Garde voran; er brach mit unaufhaltbarer Wucht in die Flanke der Oesterreicher ein, und um 1/2 5 Uhr Abends gab Benedek den Befehl zum Rückzug, der bald an vielen Stellen in eine wilde Flucht ausartete. Der König setzte sich jetzt selbst an die Spitze einer Reitereschar: in der Mitte des Schlachtfeldes begegnete er seinen Gardem. „Der Jubel“, schrieb er am andern Tag an seine Frau, der ausbrach, als die Truppen mich sahen, ist nicht zu beschreiben; die Offiziere stürzten sich auf meine Hände, um sie zu küssen, was ich diesmal gefaßt mußte, und so ging es, allerdings im Kanonendonner, immer vorwärts und von einer Truppe zur anderen und überall das nicht enden wollende Hurrahrufen. Das sind Augenblicke, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, zu verstehen!“ Unter den Augen des Monarchen kam es noch zu einem fürchterlichen Reitergefecht, da die braven österreichischen Kürassiere und Ulanen es unternahmen, das weichende Fußvolk zu beschützen; sie wurden von den preußischen Gardedragonern, Ziethen-Husaren und Hohenloheschen Ulanen gänzlich überrannt und haufenweise niedergestreckt.

So drang das preußische Fußvolk bis zum Thalrande der Elbe vor, wo es von jenseits des flusses mit Granaten beworfen wurde; auch der König gerieth in dieses Feuer, ohne die Gefahr zu beachten, bis ihn Bismarck wiederholt beschürzte, den Ort zu wechseln. Wie der König zuerst lächelnd sagte: „Wo soll ich denn aber als Kriegsherr hinreiten, wenn mein Heer im Feuer steht?“ Da entgegnete der Minister: „Als Major habe ich Eurer Majestät keinen Rath zu ertheilen; als Ministerpräsident, von welchem das preußische Volk seinen König fordern wird, bin ich aber verpflichtet, Eurer Majestät zu bitten, sich nicht auf diese Weise großer Gefahr auszusetzen.“ Nun ritt der König in langsamem Trab zurück; weil aber dabei die Gefahr noch andauerte, so erhob sich Bismarck im Sattel und gab mit dem Abstoß seines schweren Reiterstiefels dem Roß des Königs einen derben Stoß, so daß es in raschen Schritten dahineilte. Der König stutete, begriff aber die Ab-



Wilhelm den Großen.

von Baden zum 9. September 1896 gewidmeten Original-Modell des Denkmals.
Betheiligung des Großherzogs.

ersieht man, daß der König mit dem Erbprinzen lange in freundlichen Beziehungen stand; noch mehr war dies bei dem Kronprinzen der Fall. Durch eine verbläffende Verbindung Oesterreichs und Preußens, die sich so eben noch in Frankfurt schroff gegenüber gestanden hatten, wurden die Dänen 1864 aus den Herzogthümern verjagt; die preußischen Truppen erstürmten unter Prinz Friedrich Carl am 18. April die Düppeler Schanzen, wofür ihnen der König durch einen rasch von Berlin her ausgeführten Besuch dankte, und am 29. Juni die Insel Alsen, worauf Christian IX. im Wiener Frieden vom 30. Oktober 1864 auf alle seine angeblichen Rechte Verzicht leistete. Wenn der Erbprinz von Augustenburg sich jetzt rückhaltslos an Preußen angeschlossen hätte, so würde er wohl seinen Zweck erreicht haben und Herzog des befreiten Landes geworden sein; aber sein Benehmen war so zurückhaltend, er berief sich bei den verlangten Zugeständnissen so bestimmt auf die nothwendige Zustimmung der schleswig-holsteinischen Landesvertretung und hatte so viele Fühlung mit den Preußen abgeneigten Kreisen, daß Bismarck dem König den Rath gab, auf die Erwerbung der Herzogthümer für Preußen hinzuwirken. Dagegen war aber Oesterreich, das jeden irgendwie beträchtlichen Machtzuwachs Preußens in Deutschland mit Mißgunst sah; und nachdem durch den Vertrag von Gastein im August 1865 der Zwiespalt für einige Zeit mühsam überdeckt worden war und Preußen gegen eine Geldsumme von 7 1/2 Millionen Mark von Oesterreich den Besitz des Herzogthums Laubenburg erlangt hatte, brach der Gegensatz bald um so unverföhnlicher hervor. Es zeigte sich, daß die schleswig-holsteinische Frage die deutsche Frage in ihrem Schoße

sicht seines Ministers und schwieg. Abends 8 Uhr traf er noch mit dem Sohn zusammen, dem er alsbald den Orden pour le mérite umhing; die Thränen stürzten dem Kronprinzen aus den Augen; Vater und Sohn waren überwältigt von der Wucht des Augenblicks, in welchem der Erstere den Fuß auf das besiegte Oesterreich setzte und eines Sieges theilhaftig war, wie er seit Leuthen nicht mehr errungen worden war und wie er die Geschichte Preußens und Deutschlands umgestalten mußte. Beide fühlten, mit Goethe zu reden, daß vom heutigen Tage eine neue Epoche der Weltgeschichte ausging.

Auch andere Eindrücke freilich drängten sich dem König auf, als er beim Zurückreiten an das Lazareth der Johanniter kam: „Das ist die Rehrseite des Glückes“, sagte er tief bewegt, als er die Verwundeten hier liegen sah; „aber“ setzte er hinzu, „sie bluten nicht umsonst, sondern zur Verherrlichung des Vaterlandes.“

Es war so, wie Moltke damals dem König auf dem Schlachtfelde sagte: „Eure Majestät haben nicht bloß die Schlacht, sondern auch den Feldzug gewonnen.“ Das Heer Benedek's hatte 43 000 Mann, fast ein Fünftel seines Bestandes, verloren; hätten die Preußen ihren Sieg verfolgt wie einst den unter ähnlichen Umständen bei Waterloo errungenen, so wäre die Niederlage zur Katastrophe geworden. Auch so sah sich der Kaiser Franz Josef, obwohl sein Heer in Italien siegreich gewesen war, durch den Anmarsch der Preußen auf Wien so sehr bedroht, daß er Friedensunterhandlungen einleitete und die Vermittlung des Kaiser Napoleon's III. dabei annahm. König Wilhelm wünschte zunächst die deutsche Frage sofort völlig zu lösen und deshalb gemäß dem Rundschreiben vom 9. April ein Bündniß mit allen deutschen Staaten — unter Ausschluß Oesterreichs — abzuschließen, das dem König von Preußen die Vertretung Deutschlands nach Außen und den Oberbefehl über alle deutschen Streitkräfte übertragen sollte. Als aber Napoleon III. dagegen einwandte, daß die öffentliche Meinung Frankreichs eine solche Gestaltung nicht ertragen würde und daß er, um seinen Thron zu erhalten, auf jede Gefahr hin dagegen mit den Waffen sich erheben müßte: da verzichtete der König auf Bismarck's Rath auf seinen durchgreifenden Plan und verlangte nur, wenn er auf Norddeutschland sich beschränken sollte, einen Ersatz für diese Beschränkung durch einen ausgiebigen Länderzuwachs für Preußen — mußte es von der Vereinigung aller deutschen Stämme absehen, so sollte es für sich allein so stark werden als möglich und damit aus eigener Kraft allen Gefahren gewachsen sein. Zu diesem Zweck schien dem König die Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau, Oberhessen und Frankfurt (außer dem selbstverständlichen Gewinn von Schleswig-Holstein) notwendig; Sachsen sollte überdies die Kreise Leipzig und Bautzen abtreten, Oesterreich einige Theile von Böhmen, deren Erwerb von strategischer Wichtigkeit war. Gewiß ließ sich für diese Forderungen vom preussischen Standpunkt sehr vieles Begründete sagen; aber sie in ihrer Gesamtheit durchzuführen, war ohne Verlängerung des Krieges nicht möglich, und in diesem Fall waren Wechselfälle durch die Waffen und durch Krankheiten — die Cholera war bereits im preussischen Heer ausgebrochen — sowie die Einmischung der anderen Großmächte ins Auge zu fassen; diese blickten alle auf Preußen mit wachsendem Neid. Aus diesen Gründen rieth Bismarck zur Mäßigung. Er hatte dabei nicht bloß den König zu überzeugen, sondern auch die Feldherren, welche — von ihrem Standpunkt aus mit Recht — die Neugestaltung der Staatsgrenzen wesentlich nach militärischen Gesichtspunkten getroffen wünschten. Es kam zwischen dem König und Bismarck, dessen Nerven durch die jetzt auf ihn gewälte Last und seine unermessliche Verantwortlichkeit auf's höchste gereizt waren, sogar zu heftigen Szenen; man erzählt, daß sich der König vor dem Minister, der Minister vor dem König abwechselnd, ohne den andern mehr sehen zu wollen erklärte, er habe sich denn zum Nachgeben entschlossen: in diesen Tagen hat der Kronprinz nach H. v. Sybel's Bericht mehrmals durch sein ruhiges Wesen ausgleichend und in Bismarck's Sinne gewirkt. Am Ende legte Bismarck seinem Herrn eine Denkschrift vor, die alle seine Gründe in meisterhafter Kürze zusammenfaßte, und der König pflichtete ihm nunmehr endlich bei, da er der Wucht dieser Gründe sich nicht länger entziehen konnte. „Wenn wir“, schrieb er unter die Denkschrift, „vom Besiegten nicht das, was Arme und Land erwarten dürfen, verlangen können, ohne das Hauptziel zu gefährden, so muß der Sieger vor den Thoren Wiens sich eben fügen und der Nachwelt das Urtheil überlassen.“ Mit Recht bemerkt hierzu H. v. Sybel: „Schwerlich wird die Nachwelt anders urtheilen, als daß ein solches Verhältnis zwischen Monarchen und Minister, eine solche Verbindung von Siegesbewußtsein und Mäßigung, ein solches Hand-in-Hand-Gehen von Selbstbeherrschung und Genialität in aller menschlichen Geschichte sehr selten erschienen ist.“

So kam am Ende am 26. Juli der Vorfriede von Nikolsburg zu Stande, kraft dessen Oesterreich aus dem Deutschen Bunde ausschied, Preußen nördlich vom Main zu einem politischen Gemeinwesen vereinigte. Auch wollte die Mehrzahl der Bevölkerung vorerst von einem Anschluß an den Norden nichts wissen, da ihr ein solcher Schritt als eine Unterwerfung unter Preußen dargestellt wurde. Nur in Baden waren Fürst und Volk von Anfang an für den Eintritt in den norddeutschen Bund, und wenn dieser nicht alsbald vollzogen wurde, so war nur der Umstand daran schuld, daß Bismarck nur alle Südstaaten gleichzeitig aufnehmen wollte, nicht aber einen allein; er lehnte also den entsprechenden badischen Antrag im November 1867 ab. Aber trotz dieser Schwierigkeiten machte die deutsche Einheit mannfaltig Fortschritte; die süddeutschen Staaten gestalteten ihr 1866 als durchaus ungenügend befundenes Heerwesen nach preussischem Vor-

bild neu, auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, und im März 1868 wurde ein sogenanntes Zollparlament gebildet, das für die Angelegenheiten des deutschen Zollvereins als Volksvertretung dienen sollte und die erste Gesamtsitzung der deutschen Nation war, von der die Geschichte Meldung thut, wenn auch ihre Befugnisse noch auf ein einziges wichtiges Gebiet beschränkt waren. Das Streben, „ein Vollparlament aus dem Zollparlament zu machen“, lag in der Luft; seine Erfüllung ließ sich hinauschieben, aber nicht abwenden.

Nun trat freilich diese Erfüllung des deutschen Einheitstraums rascher ein, als viele angenommen hatten, und zwar in Folge der Herausforderung, die Frankreich im Juli 1870 anlässlich der Wahl des Prinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen zum König von Spanien an Deutschland richtete.

Es ist nicht nötig, hier Dinge ausführlich zu erzählen, die jedermann kennt; wir begnügen uns hervorzuheben, daß der König, wie die von Professor Onken soeben herausgegebenen Briefe an die Königin Augusta zeigen, den Annäherungen Frankreichs mit denselben Gefühlen gegenüberstand, die jedermann in Deutschland empfand; er beklagte sich angefangen der Forderung, daß er ein Entschuldigungsschreiben an Kaiser Napoleon III. richten sollte, über die unerhörte Frechheit dieser Zumuthung: Ich soll als reuiger Sünder auftreten in dieser Sache, die ich gar nicht angeregt, geführt, geleitet habe! Leider muß aus diesen unbegreiflichen Vorgängen geschlossen werden, daß sie uns, koste es was es wolle, herausfordern werden und daß der Kaiser gegen seinen Willen von seinen unerfahrenen Saisers überflügelt ist.“ Diese Aeußerungen vertraulichster Art gerichtet an eine Person, der der König sein ganzes Herz ausschütten konnte, der gegenüber er selbstverständlich alles sagte, was er dachte — liefern zugleich, wenn das überhaupt noch nötig wäre, den handgreiflichen Beweis, daß der König in der That seinerseits an Ränke gegen Frankreich, wie sie ihm von den Franzosen mit französischer und deutscher Muttersprache vorgeworfen worden sind, gar nicht gedacht hat und wirklich mit aller Gewalt zu dem Kriege gezwungen worden ist. Die wahren Urheber des Kriegs sucht der König offenbar eben da, wo H. v. Sybel sie sucht, in der Umgebung des Kaisers, wo man der inneren Schwierigkeiten bloß noch durch einen äußeren Krieg Herr werden zu können glaubte.

An der Gruft der Mutter zu Charlottenburg betete der König an jenem 19. Juli 1870, da der französische Geschäftsträger die Kriegserklärung lieferte und der Norddeutsche Reichstag zusammentrat, um die Kosten für den Krieg mit allen Stimmen gegen die von Liebknecht und Bebel zu bewilligen. Die Stunde war da, die Königin Louise nach der Schlacht bei Jena vor 64 Jahren in prophetischem Geiste geschaут hatte, da „der Schutzgeist Preußens sich auf ihren Sohn niederließ und dieser den verdunkelten Ruhm Deutschlands von Frankreich zurück-eroberte.“

Ein Siegeszug ohne Gleichen war es, zu dem König Wilhelm als ein Greis von 73 Jahren noch von Gott berufen ward. Zuerst wurden die Heere des Kaiserreichs niedergeworfen, und am 1. September übergab Napoleon III. bei Sedan sich mit 85 000 Mann in die Hand des Monarchen, dem er wenige Wochen vorher die tiefste Demüthigung angezogen hatte. Tags darauf, Mittags um 2 Uhr, hatte der König mit dem gefangenen Kaiser im Schloß Bellevue eine Unterredung von einer Viertelstunde, wobei er dem Mann, der so schwer von Gottes Hand niedergeworfen war, mit so ritterlicher Güte begegnete, daß der Kaiser zu Thränen gerührt wurde. An die Königin aber schrieb der Sieger damals die für seine Frömmigkeit und Bescheidenheit überaus bezeichnenden Worte: „Welch' eine Wendung durch Gottes Führung!“ Von Sedan ging der Marsch gerade auf Paris, das vom 19. September an durch die deutschen Heere umlagert ward. Der König nahm sein Hauptquartier am 5. Oktober in Versailles, und hier wurden im November 1870 mit den Bevollmächtigten der süddeutschen Staaten die Verträge abgeschlossen, durch die aus dem Norddeutschen Bunde das Deutsche Reich erwuchs. Im Zusammenhang damit wurde dem König der Vorschlag gemacht, er möge den alten Kaisertitel wieder in's Leben rufen und damit die Einheit der Nation in einem ehrwürdigen, namentlich in Süddeutschland überaus volkstümlichen Titel zum Ausdruck bringen. Der König war zunächst diesem Vorschlag gänzlich abgeneigt; er „machte sich nicht ein Haar daraus“, wie der Kronprinz am 17. Januar 1871 in sein Tagebuch schrieb, und hielt den Titel eines Königs von Preußen als den für sein Haus bedeutsamen sozusagen für gefährdet, wenn er daneben und darüber den Kaisertitel führen sollte; er wurde, wie er an seine Frau schrieb, ganz nervös und hätte sich am liebsten von Allem zurückgezogen, zu Gunsten seines Sohnes, der „mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge war“. Am Ende gab der König aber doch nach, und der König Ludwig II. von Bayern übernahm es auf Drängen der anderen Fürsten, namentlich des patriotischen Großherzogs Friedrich von Baden, in einem von Bismarck entworfenen Briefe am 3. Dezember bei dem König von Preußen im Namen der deutschen Fürsten und freien Städte in Anregung zu bringen, daß er, der als Bundespräsident seine Rechte im Namen des gesammten deutschen Vaterlandes ausübe, den Titel eines deutschen Kaisers mit der Ausübung dieser Rechte verbinden möge. Nachdem der Reichstag am 10. Dezember eine dem entsprechende Verfassungsänderung mit 188 gegen 6 Stimmen gut geheßen und dem König durch eine besondere Abordnung davon Kenntniß gegeben hatte, wurde die feierliche Verkündigung der Kaiserwürde auf den 18. Januar 1871 angesetzt, an welchem Tag ein vor 170 Jahren Friedrich I. sich die preussische Königskrone beigelegt hatte. An dem genannten Tag verjammelten

mit der Erklärung beantwortete, daß die Abtretung deutschen Landes eine Sache der Unmöglichkeit sei und daß es im Nothfall lieber einen Krieg mit Frankreich darüber unternehmen als auf so etwas eingehen würde. Am 23. August kam auch der endgültige Friede mit Oesterreich in Prag zu Stande. Die deutsche Frage war in der Hauptsache gelöst. Der unselbige Dualismus zweier in einen Bund zusammengedrängter und doch sich bekämpfender Mächte war beseitigt, die deutsche Nation und Herrin ihrer Geschichte bereits, wenn auch politisch noch nicht völlig geeint, doch militärisch unter preussischem Oberbefehl gegen jeden auswärtigen Feind fest zusammengeschlossen. Die Zeiten, da jeder europäische Krieg zugleich ein deutscher Bürgerkrieg ward, durften nun als für immer abgethan gelten.

So hatte König Wilhelm Erfolg erreicht, die vor ein paar Monaten noch kein Mensch auch nur im Traum für möglich gehalten hätte, und er durfte sich sagen, daß diese Erfolge nur dadurch erlangt worden waren, daß er zur rechten Zeit Preußens Wehrkraft gestärkt hatte. In dem Streit, ob die Reorganisation aufrecht zu erhalten oder fallen zu lassen sei, hatte zweifelsohne der König Recht behalten, nicht die Kammer, und es war kein Wunder, wenn vielfach die Besorgnis gehegt wurde, daß der König den Rathschlägen Gehör geben könnte, die darauf hinausliefen, er solle einen Staatsstreich ausführen und das Land ein für allemal von einer Körperschaft befreien, deren Thätigkeit, wenn erfolgreich, Preußens Schwäche, Deutschlands Zerissenheit verewigte. Solche Rathschläge prallten freilich schon an der Gewissenhaftigkeit des Monarchen ab, der den Eid auf die Verfassung geleistet hatte und mit seinen Eiden nicht spielte; sie wurden aber auch auf's entschiedenste von Bismarck bekämpft, der mit vollem Recht zur Erreichung des letzten Ziels, der deutschen Einheit, die Herstellung des inneren Friedens in Preußen und die Sammlung aller zu positiver Arbeit entschlossenen Kräfte unter dem nationalen Banner für unentbehrlich hielt. So begründete der König den am 3. Juli, jenem weltgeschichtlichen Tag von Königgrätz, neugewählten Landtag am 5. August mit der Ankündigung, daß seine Regierung in den letzten Jahren genöthigt gewesen sei, im Interesse der Erhaltung des Staats auch ohne die gesetzliche Zustimmung des Landtags den Staatshaushalt zu führen, daß sie aber den Landtag am nachträglichen Gutheißung der Ausgaben eruchen werde, damit der bisher bestandene Konflikt ein für alle Zeit zum Abschluß gebracht werde. Unter allen den vielen großen Thaten des Königs ist dieses Begehren der Indemnität eines der rühmtenwerthesten und weisesten; ein solches Vorgehen allein war im Stande, die Wunden und Verstärkungen zu heilen, welche von dem erbitterten inneren Haß übrig geblieben waren; es entwarfne jedes fernere Mißtrauen in die ehrlich konstitutionelle Geminnung des Königs und seiner Räte von Grund aus, und es schuf nach den unerhörten Kriegsthaten auch im Innern eine neue Lage, in der die Lösung maßgebend ward: nicht rückwärts den Blick zu richten, sondern vorwärts, wo aus den Nebelschleiern unserer Geschichte die leuchtende Ethel Germania emporstieg, die auch nur von fern zu schauen in Jahrhunderten der heiße und nicht erfüllte Wunsch der Besten gewesen war.

In den nächsten Jahren schritt die Einigung Deutschlands auf den gegebenen Grundlagen sicher und stetig voran. Es gelang, 1866 mit den nördlich vom Main gelegenen Staaten die Verfassung des norddeutschen Bundes zu vereinbaren, dessen Vorsitz dem König von Preußen übertragen wurde. Der zur Verathung dieser Verfassung nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht berufene Reichstag — die erste Vertretung zwar nicht des ganzen, aber doch der großen Mehrzahl des deutschen Volkes — nahm diese Verfassung am 16. April 1867 mit 230 gegen 55 Stimmen an, und am 1. Juli trat sie ins Leben. Bald wurden durch eine lange Reihe von freisinnigen Gesetzen wichtige Gebiete des Lebens für die 30 Millionen Deutschen, die im norddeutschen Bund vereinigt waren, einheitlich und fortschrittlich gestaltet. Die an sich sehr schwierige Verschmelzung der neuen Gebietsheile mit den altpreussischen Ländern machte erfreuliche Fortschritte. König Wilhelm verlangte in seiner Ritterlichkeit von den neuen Unterthanen nicht, daß sie ihre früheren Herren heuchlerisch verläugnen sollten; er war zunächst mit der thatsächlichen Annahme der preussischen Staatsangehörigkeit zufrieden und suchte die innere Versöhnung durch thunlichste Berücksichtigung der Interessen der neuen Provinzen allmählig anzubahnen. Daß dem Lande Kurhessen sein Staatschatz von 5—6 Millionen Thalern erhalten blieb, war, wie Oetker bezeugt, nur dem unmittelbaren Eingreifen des Königs zu danken; in ähnlicher Weise erhöhte er auch für die Stadt Frankfurt die Summe von zwei Millionen Thalern, die ihr der Staat für einige ihm notwendige Gebäude anbot, auf drei Millionen und ordnete an, daß die der Stadt auferlegte Kriegsteuer auf die Staatsschuld übernommen werde.

Der deutsche Süden stand zwar noch außerhalb des Bundes, der Preußen und die Länder nördlich vom Main zu einem politischen Gemeinwesen vereinigte. Auch wollte die Mehrzahl der Bevölkerung vorerst von einem Anschluß an den Norden nichts wissen, da ihr ein solcher Schritt als eine Unterwerfung unter Preußen dargestellt wurde. Nur in Baden waren Fürst und Volk von Anfang an für den Eintritt in den norddeutschen Bund, und wenn dieser nicht alsbald vollzogen wurde, so war nur der Umstand daran schuld, daß Bismarck nur alle Südstaaten gleichzeitig aufnehmen wollte, nicht aber einen allein; er lehnte also den entsprechenden badischen Antrag im November 1867 ab. Aber trotz dieser Schwierigkeiten machte die deutsche Einheit mannfaltig Fortschritte; die süddeutschen Staaten gestalteten ihr 1866 als durchaus ungenügend befundenes Heerwesen nach preussischem Vor-

barkeit des päpstlichen Lehramtes verkündet hatte, notwendig aufeinanderstoßen und erst durch den Kampf, der beide die Macht des Gegners kennen lehrte, zu jenem modus vivendi gelangen mußten, der allein möglich ist und unter Festhaltung der Prinzipien ein tatsächliches Sichvertragen beider Gewalten bedeutet. Nachdem der Kampf über sechs Jahre 1872—78, mit steigender Leidenschaftlichkeit der Anhänger beider Gewalten geführt worden war, trat durch die Wahl Leo's XIII. jene Möglichkeit des Friedens ein, auf die Bismarck von Anfang an gehofft hatte, und in langwierigen Verhandlungen wurde durch fünf Novellen zu den sogenannten Maigesetzen, die von 1880—87 erlassen wurden, die Gesetzgebung des Staates soweit umgestaltet, daß der Friede als erreicht gelten konnte und der Papst dem von ihm persönlich hochverehrten Reichskanzler den Christusorden verleihen konnte, den noch nie ein Protestant erhalten hatte. In all diesen Kämpfen hat aber Kaiser Wilhelm es immer wieder betont, daß er nur streite, weil er angegriffen werde, und daß sein aufrichtigster Wunsch sei, mit den Bekennern der katholischen Religion im Frieden zu leben.

Noch tiefer als der sogenannte Kulturkampf wühlten die sozialen Kämpfe das junge Reich auf. Aus Gründen, die darzulegen außerhalb des Rahmens dieser Skizze fällt, wuchs die sozialdemokratische Partei von 102000 Stimmen, die sie 1871 erhalten hatte, bis 1877 auf fast 500000 an, und im Sommer 1878 erfolgten gegen den greisen Kaiser zwei Mordanschläge, deren erster, den Klemperergeselle Hödel am 11. Mai um 1/4 Uhr unternahm, als der Kaiser mit seiner Tochter, der Großherzogin von Baden, von einer Spazierfahrt zurückkehrte, glücklicher Weise erfolglos blieb. Der zweite aber, der am 2. Juni von einem den gebildeten Ständen angehörigen Dr. Nobiling ausging, hätte um ein Kleines sein Ziel erreicht.

Als der Kaiser um 3 Uhr wieder von einer Spazierfahrt zurückkehrte, gab der Mörder aus dem Hause Nr. 18 unter den Linden einen Schrottschuß auf sein Opfer ab, wodurch der über 81 Jahre zählende Monarch etwa 30 Wunden im Gesicht, am Kopf, an beiden Armen und am Rücken erhielt. „Angeschossen wie ein Wild“ sagte der Stuttgarter Gymnasialrektor G. Egelhaaf in seinem Werkchen „Kaiser Wilhelm I.“ (Stuttgart, 3. Auflage 1888) „wurde der Sieger von Sedan, der Einiger Deutschlands in seinen Palaß getragen, und so bedenklich auch sein Zustand (namentlich bei seinem hohen Alter) auch war, so gab er doch selbst sehr mehr Sorge um die Pflichten seines erhabenen Berufes und um seine Angehörigen kund, als um sein eigenes Leben. Aber Gottes schirmende Hand war sichtlich über den Fürsten ausgestreckt, der in vielen Kriegen unverletzt geblieben war und nun durch diejenigen auf Leben und Tod hingestreckt dalag, von denen sich das am wenigsten gezielte, durch Angehörige des von ihm geeinigten und mit so viel Hingebung, Milde und Gerechtigkeit regierten Volkes.“ Wer am Nachmittag des 2. Juni in Baden-Baden war, der wird sich noch des Entsetzens erinnern, das durch die über den Kurplatz fluthende Menge ging, als plötzlich die Musik verstummte, die furchtbare Nachricht sich wie ein Lauffeuer verbreitete und alles zu dem Landhaus Meßmer, wo die Kaiserin Auguste wohnte, sich drängte, um hier die Namen als Zeichen der Theilnahme in das Buch einzutragen, und wie alsbald der Sonderzug bereit gestellt war, der die Kaiserin an das Schmerzlager ihres hohen Gemahls brachte.

Der Kaiser genas durch Gottes Gnade trotz seines hohen Alters von den Wunden; er konnte, durch die Bäder von Teplitz, Gastein, Baden-Baden und Wiesbaden gestärkt, am 5. Dezember wieder in das jubelnde Berlin einziehen und die Regierung, die der Kronprinz über ein halbes Jahr lang geführt hatte, wieder in die eigenen Hände nehmen. Während seiner Krankheit war, da alle Welt darin einig war, die Mordversuche der Hezerei der

Sozialdemokratie zuzuschreiben, der Reichstag, der nach dem 11. Mai ein gesetzgeberisches Vorgehen abgelehnt hatte, aufgelöst worden und der neu gewählte gab einem Gesetz, das „gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie“ gerichtet war und die Vereine sowie die Presse dieser Partei unterdrückte, am 19. Oktober 1878 mit 221 gegen 149 Stimmen seine Zustimmung. Dieses Gesetz hat der Kaiser, als er wieder die Zügel des Staats ergriffen hatte, aufrecht erhalten; aber er war überzeugt, daß die Abwehr des Umsturzes nicht genüge, daß man vielmehr die Quellen des Elends verstopfen müsse, aus dessen Vorhandensein der Umsturz seine Kraft zog. In dieser Ansicht wurde der Kaiser von seinem ersten Rathgeber, dem Fürsten Bismarck, bestärkt und so gab er die Lösung aus, der Revolution zu begegnen durch eine Reform, die, vom Geiste des „praktischen Christenthums“ erfüllt und getragen, den Armen und Bedrängten auf dieser Welt Hilfe und Beistand zur Erlangung besserer Lebensverhältnisse gewähren sollte. Den ergreifendsten Ausdruck hat dieses Bestreben des Kaisers in der berühmten Botschaft gefunden, die er am 17. November 1881 an den neu gewählten Reichstag richtete und in der er es als seinen Wunsch bezeichnete, „neben all den Erfolgen, mit denen Gott seine Regierung sichtlich gesegnet habe, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, daß er dem Vaterland neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes hinterlasse, auf den sie Anspruch haben.“ Und in einer zweiten Botschaft vom 14. April 1883, die den säumigen Reichstag zu rascherer Arbeit anspornen sollte, bezogte der Kaiser, daß er es für seine Pflicht halte, die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsclassen mit jedem in seiner Macht stehenden Mittel zu fördern, „so lange Gott Uns frist gibt zu wirken“. Der Kaiser hat dann auch noch die Freude erleben zu dürfen, daß die Gesetze über die Versicherung der Arbeiter gegen Unfälle und gegen Krankheit 1883 und 1884 zur Verabschiedung gelangten. Gewiß mit Recht sagt Egelhaaf: „Friedrich der Große hatte sich feinerzeit als „den König der Armen“ bezeichnet; Wilhelm I. ist vollkommen in seine Spuren getreten, und die Nachwelt wird ihm den doppelten Ehrentanz nicht versagen, der dem siegreichen Feldherrn und dem „Kaiser der Armen“ gebührt.“

Als Wilhelm I. am 22. März 1887 seinen 90. Geburtstag feierte, da konnte er es in dem erhebenden Bewußtsein thun, daß in der Frage der Verklärung des Heeres auf sieben Jahre (sog. Septennat) das deutsche Volk für ihn entschieden und statt des aufgelösten einen Reichstag gewählt hatte, der das Verlangen der Regierung mit 223 gegen 48 Stimmen gut hieß. „Dieser Reichstag“, äußerte er damals, „ist das schönste Geburtstagsgeschenk, das mir das deutsche Volk hat machen können.“ Aber bereits senkten sich die Schatten des Todes über das kaiserliche Haus. Der herrliche Sohn des Kaisers erkrankte im Januar 1887 an einem Halsleiden, das am 11. November als Krebs erkannt ward, also keine Hoffnung auf Genesung ließ; am 9. Februar mußte in San Remo der Luftröhrenschnitt vorgenommen werden — der Anfang vom Ende. Das schwere Leiden des einzigen Sohnes war zu viel für den greisen Vater; unter Thränen fand ihn eines Nachts sein treuer Leibarzt, Dr. von Lauer, aufrecht im Bette sitzend und sich schneidend nach dem geliebten Sohn. Als Ende Februar auch noch des Kaisers Liebling, sein Enkelkind Prinz Ludwig von Baden, plötzlich in blühender Jugend hinweggerafft wurde, da war die Widerstandskraft des fast 91jährigen Monarchen erschöpft. Eine Erkältung am 3. März warf ihn auf's Krankenlager; am Abend des 6. nahm sein Befinden eine schlimme Wendung; tiefer, fast endloser Schlaf wechselte mit unruhigen Stunden; am Morgen des 9. März, 32 Minuten nach 8 Uhr, ist Kaiser Wilhelm sanft entschlafen. Noch am Tag vorher bezogte er dem Reichskanzler, wie dieser

vier Stunden nach dem Eintritt des Todes dem Reichstag mit vor Schmerz ersticker Stimme mittheilte, daß die in den letzten Zeiten so herrlich hervorgetretene Einigkeit aller Fürsten, Völker und Parteien Deutschlands ihm große Stärkung und Freude in allem Leid bereitet hatten. Von der Macht seines Pflichtgefühls, das auch im Tode nicht erlosch, zeugt die rührende Antwort, mit der er die Mahnung, sich Ruhe zu gönnen, zurückwies: „Ich habe nicht Zeit müde zu sein.“ Die letzten Worte aber, welche die Umgebung von ihm vernahm, galten dem fernem Sohne; seinen „armen kranken“ wünschte er noch einmal umarmen zu dürfen. Die Züge des Kaisers waren auch im Tode noch mild und freundlich.

So war ein Leben von fast 91 Jahren zum Abschluß gelangt, dessen Spuren in der deutschen Geschichte niemals werden verwischt werden. Die den Kaiser als jungen Mann kannten, wissen die männliche Kraft seines Auftretens, die Staltlichkeit seiner äußeren Erscheinung, die geminnende Güte seines Benehmens, die frühzeitige Festigkeit seines Willens und die Schärfe seiner Einsicht nicht genug zu rühmen; und diese Eigenschaften haben die Jahre bei ihm nicht vertilgt, sondern gereift und geläutert.

Dem Reiche hat Kaiser Wilhelm, soweit Menschenwitz die zukünftigen Dinge voranschen kann, seinen Stempel in doppelter Hinsicht aufgeprägt.

Wenn noch im Jahr 1848 in Deutschland eine starke und vielfach ehrlich patriotische Partei vorhanden war, welche das Heil nur in der Republik sah, so ist heute der Satz unanfechtbar: dieses Reich wird monarchisch sein, oder es wird nicht sein. Hätte König Wilhelm nicht seinen monarchischen Beruf im vollsten Ernste erfaßt, hätte er den entscheidenden Rathschlag in schwerer Stunde nicht stets selbst im Innern sich erkämpft und auf eigene Verantwortung gehandelt, sondern sich einem schwankenden Röhre gleich vom Windhauch der öffentlichen Meinung heugen lassen, so würde er das preussische Heer nicht reorganisiert und die Kriege nicht unternommen haben, die Schleswig-Holstein befreiten und der deutschen Nation ihre Selbstbestimmung eroberten. Deßhalb hat der König, welcher nach Königgrätz Indemnität für seine innere Politik nachsuchte, doch stets sein Recht auf persönliche Regierung aufrecht erhalten und noch in dem Erlaß vom 4. Januar 1882 gegenüber den neu sich hervorwagenden Bestrebungen nach „parlamentarischer Regierung“ betont, „daß sein Recht, die Regierung und die Politik Preußens nach eigenem Ermessen zu leiten, durch die Verfassung nur eingeschränkt, nicht aufgehoben sei, daß alle Handlungen der Regierungen Akte des Königs bleiben, die nur von den Ministern unterzeichnet und vertreten würden, nicht aber von ihnen selbst ausgehen.“ Und es kann als unzweifelhaft gelten, daß diese monarchische Morgengabe, welche der erste Kaiser dem jungen Reiche mitbrachte, die stärkste und werthvollste Bürgschaft für dessen gedeihliche Entwicklung bietet.

Die Auffassung der monarchischen Gewalt aber als einer auf ewigen Grundlagen ruhenden wurzelt selbst in einem religiösen Boden. Kaiser Wilhelm hat sich stets als König von Gottes Gnaden betrachtet, d. h. als einen Monarchen, der seine Würde von Gott empfangen hat, ihm dafür Dank schuldet und ihm in erster Linie Rechenschaft dafür zu legen gehalten ist. Diese religiöse Grundanschauung beherrschte des Kaisers ganzes Leben; ihr verlieh er bei jeder Gelegenheit ungeschminkten Ausdruck, und daß „dem Volke die Religion erhalten bleibe“, war eine seiner Hauptforger; im Sterben noch sprach er: „Meine Augen haben den Heiland gesehen“, und erquickte sich am 23. Psalm. Wenn das deutsche Volk nach dem Sinn seines ersten Kaisers sich entwickelt, so wird das Deutsche Reich nicht die Heimstätte des Unglaubens werden, sondern die der Gottesfurcht und damit der edlen Gesittung.



Chauxmont. den 2 März 1814.

Der Königl. Hofrat
Prinzen Carl von Preußen
Königlichen Hofes Sr. Majestät des Königs

zu
Carli

Vielen Dank für Deine beiden Briefe
vom 1 u. 12 October. Ich habe sie sehr
freudig bekommen. Die Aufsätze von
Günther für die Aufführer, habe ich nicht
gefunden, da ich wohl alle Anstellungen ganz
fern habe. Mir ist kein Brief gekommen
als für Günther. Mein Engagement ist
noch fort, aber mir sehr lang. Auf dem
kleinen Detachement von dem letzten Aufbruch bei
Bar sur Aube gefodert in der Engländer, ich habe
als Post, nachdem ich zu dem Detachement
rückgekehrt war, für mich zu schreiben.
Es ist das demselben minimal Engagement.
In dem letzten Tage, haben wir ziemlich
schlechte Leistungen gehabt. Am 27 waren wir
von 7 Uhr morgens, bis 8 Uhr Abends in einem
in sehr beständig zu stehen. Von 8 Uhr
wir hatten in Bar sur Aube. Am ganzen
Tag haben wir nicht als 2 Stunden Ruhe gehabt,
und zwar aber nicht sehr genug. Denn in

Sachmitte des Briefes des Prinzen Wilhelm an seinen Bruder Carl
über die Schlacht bei Bar-sur-Aube.

der Forderung in welcher unter anderem das
 Gesagte ist, ungeachtet was alle übrigen.
 Rhyt. was von den drei Gegenständen. Der
 einzige bei der Ostia; die beiden anderen
 waren schon am 15. Januar gegangen. Rhyt
 wollten es aber abwarten. Bei dieser Ostia
 habe ich zum Aufbruch die Bekanntschaft
 der kleinen Kugel gemacht. Wie es fallen
 sein Ludwig will auf 80 April. Rhyt
 waren mir wieder sehr exponiert als die
 Cavallieri gemacht wurden; mir waren sehr
 nahe dabei. Der große Kugelball der
 Gesagte war, als der Hund auf einem
 Hügel 8. Std. Nord und Süd waren
 am 28. kamten mir die Ostia; und
 was sehr beliebt mit Tuten. Einige waren
 künstlerisch gemacht. Auf der mir ungeliebt
 war das die. Aber dort hatten wir über
 die Straße bei St. Anselm gegen Vaudouze
 wo wir den Ausgang zu sehen. Auf dem
 Hofen und die kleinen Kugelballen

die Rhyt.
 Rhyt, unter anderem gemacht
 der war. Gesagte ist die Kugelballen in Vau-
 Douze gemacht. Rhyt sind von 20
 28 der Ostia; falls das wegen von Paris.
 Aber sich hat er Marmon & Mottet 5000 M.
 so selbst ist ganz concav und sehr klein
 & Tuten. Falls es von Saisson gemacht
 auf der großen Kugelballen. Blicher
 will, wenn er für kommt nicht in die
 Rhyt, weil er sonst selbst gleich nach
 zu wissen, der Rhyt mit ungeliebt
 folgt (unmöglich) & er ist selbst
 geben wird. Der Jagod und dem Rhyt
 von selbst in manning ist mit Ost. Er ist
 600 M. & folgt Ost. Rhyt mir für mich
 was gesagte, so kann das sehr gut werden
 Rhyt Ostia. Rhyt Rhyt von Ostia
 & die Rhyt. Rhyt gesagte die die
 kleinen Kugelballen? Der

Extrablatt 31: Hans Kraemer, „Deutsche Helden aus der Zeit Kaiser Wilhelms des Großen.“ Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W.
 Erscheint in 16 Lieferungen à 50 Pfennige.